

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Es kommt ans Sonnenlicht!

Freie Bearbeitung nach dem Englischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

4.

Sechs Wochen waren bereits verflossen, ohne daß George Dallas Nachricht von seiner Mutter erhalten. Und er hatte doch so fest auf ihr Versprechen gebaut, so zuversichtlich an ihre Worte geglaubt. Je näher der Zahlungstermin heranrückte, desto unruhiger, bedrückter fühlte er sich, trotzdem er mit Befremden wahrnahm, daß Rout die Angelegenheit gar nicht mehr erwähnte. Er ahnte freilich nicht, daß diesen jetzt ganz andere Gedanken bewegten, daß eine Schuldsumme von hundertfünfzig Pfund Sterling ihm als eine Bagatelle erscheinen mußte gegen das, was er mit seiner neuesten Unternehmung zu gewinnen hoffte. Er hatte nämlich eine Gesellschaft gegründet, um kürzlich entdeckte Silberminen in Brasilien auszubeuten. Durch geschickte Manipulationen war es ihm gelungen, angesehene Leute für die Sache zu interessieren, und da die Berichte der an Ort und Stelle entsandten Ingenieure außerordentlich günstig lauteten, so hoffte Rout in Kürze das nötige Kapital aufbringen zu können. Vor Dallas hielt er diese Angelegenheit geheim; überhaupt wußte dieser wenig von dem Thun und Treiben seines Freundes, dessen eigentlichen Beruf als Spieler und Glücksjäger er nicht kannte. In seinen Augen war Stuart Rout ein kluger, welterfahrener Mann, den das widrige Schicksal in Gestalt ungerechter Verwandten zu einem räudigen Schaf gestempelt und gezwungen hatte, den Kampf um die Existenz zu führen, genau wie es bei ihm, Dallas, der Fall war. Weil er selbst ein schwacher Charakter war, imponierte ihm das energische Wesen seines Freundes und für Betsy, die einzige Frau, mit der er verkehrte, empfand er aufrichtige Bewunderung, sie hatte eine so besondere Art, die ihn fesselte und angenehm berührte. Zuweilen freilich kam ihm doch das Bewußtsein, durch diese Freunde in einen Kreis eingeführt worden zu sein, der nicht achtbar war und dem er eigentlich fern bleiben müßte. Besonders die letzte Unterredung mit seiner Mutter hatte ihm in scharfer Weise den Gegensatz zwischen seinem früheren und jetzigen Leben gezeigt und in ihm den Wunsch geweckt, sich von den bisherigen Verhältnissen freizumachen und durch redliche Arbeit — er war Mitarbeiter zweier Zeitungen — einen geachteten Namen zu erringen. Wenn seine Mutter ihm nur diesmal aus der Verlegenheit helfen würde, dann wollte er wirklich ein anderer, ein besserer Mensch werden. Leider aber schien es, als solle ihm diese ersehnte Hilfe nicht zu teil werden, denn Woche auf Woche verstrich und er erhielt keine Nachricht.

Endlich eines Morgens brachte ihm der Postbote ein Schreiben aus Ashton House. Mit klopfendem Herzen öffnete er es. Was mochte es enthalten? Aengstlich entfaltete er das Blatt, doch schon bei den ersten Zeilen, die er überflog, erhellte sich sein Gesicht. Der Brief lautete:

„Mein lieber George!

Es ist mir gelungen, Dir das Geld zu beschaffen, dessen Du so dringend bedarfst. Ich könnte mich darauf beschränken, Dir dies kurz mitzuteilen, aber ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen, um welchen Preis ich die Möglichkeit, Dir zu helfen, erkauft habe. Du hast mir schon viel Kummer verursacht, George. Du bist mein einziger Sohn, auf den ich so große Hoffnungen setzte und dennoch, wie viele Thränen hast Du mich schon gekostet, wieviel Herzeleid durch Deinen Leichtsinn bereitet! Und trotzdem liebe ich Dich, wie nur eine Mutter es kann; ich habe Dir das größte Opfer gebracht, dessen ein Mensch fähig ist, indem ich meine Selbstachtung preisgab, um Dich zu retten. Um Deinetwillen habe ich eine That begangen, an die ich, weil sie einen Betrug in sich schließt, nur mit bitterer Demütigung zurückdenken kann. Möge dieses Bekenntnis Deiner armen Mutter Eindruck auf Dich machen und Dich bewegen, den Pfad zu verlassen, der Dich unrettbar dem Verderben zuführen wird!

„Ich verzweifelte bereits daran, Dir beistehen zu können, als ich durch Zufall einen Ausweg fand. Welcher Art das Rettungsmittel, schreibe ich Dir nicht, Du sollst es erfahren, wenn Du zu mir kommst. Aber dieses eine sage ich Dir schon jetzt: rechne nicht zum zweitenmal auf meine Hilfe! Bevor nicht mein Mann seine Meinung über Dich geändert hat, kann ich nichts, gar nichts für Dich thun.

„In vier Tagen erwarte ich Dich in Amhurst, um Dir das Geld zu geben, wir sind dann sicher, da Dein Stiefvater nach York zu einer Versammlung gereist ist. Und nun, mein lieber Junge, was soll ich Dir noch sagen, was ich Dir nicht schon oft und oft wiederholt habe? Dein Schicksal, Deine Zukunft liegt jetzt in Deiner eigenen Hand. Wie wirst Du sie gestalten? Denke darüber nach, mein Sohn, und wenn ich Dich wiedersehe, laß mich in Deinen Augen lesen, daß ich Gutes von Dir hoffen darf. Ich habe Dir ein Opfer gebracht, dessen Größe Du schwerlich ermessen kannst: ich habe mein Versprechen gehalten — wirst Du nun auch Dein Wort einlösen?

Mit Sehnsucht erwartet Dich
Deine Mutter."

„Was will sie nur damit sagen?" fragte sich Dallas, als er den Brief zu Ende gelesen. „Was



Großmutters Freude. Nach dem Gemälde von J. Jannaros.

(Mit Text.)

hat sie begangen? Einen wissentlichen Betrug — eine unehrenwerte That? Dessen ist meine Mutter doch nicht fähig. Sie kann das Geld unmöglich von Ashton erhalten haben, ohne daß er wußte, zu welchem Zweck. Nein, nein! Sie sagte mir ja selbst, daß er der letzte wäre, es ihr zu geben. Nun, wenn ich sie sehe, werde ich es erfahren. Wie gut von ihr, mir die Summe dennoch beschafft zu haben. Es geht wirklich nichts über eine Mutter!"

Mit einer ihm sonst fremden Hast nahm er sein Frühstück ein und begab sich dann ohne Zögern zu Rout, um ihm die erfreuliche Botschaft mitzuteilen.

„Von wem haben Sie die angenehme Nachricht erhalten, Dallas?" fragte dieser mit erheuchelter Befriedigung. „Ist der Brief von dem Großmogul Ashton?"

„Nein, von meiner Mutter."

„Und was schreibt sie Ihnen?" warf Betsy ein.

„Daß sie mir binnen kurzem das Geld zustellen wird."

„O, wirklich?" rief Stuart verwundert. „Nun, ich gratuliere Ihnen, lieber Freund! Mich wundert nur, daß sie es fertig gebracht, dem Alten solch eine Summe zu entlocken."

„Von ihm hat sie es nicht, das ist sicher, aber woher sie es genommen, weiß ich selbst nicht. Jedenfalls hat es ihr schwere Opfer gekostet."

„Sie müssen das nicht so besonders auffassen, mein Bester!" unterbrach ihn Rout achselzuckend. „Wer von uns kann Geld beschaffen, ohne daß er Opfer bringt?"

„Da haben sie recht," entgegnete der junge Mann bitter. „Doch deshalb ist es für meine Mutter nicht weniger hart und wenn ich daran denke, was sie um meinetwillen ausgestanden haben mag und um welch erbärmlichen Zweckes willen, so möchte ich mich selbst verwünschen, oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Doch, wenn ich erst frei sein werde — dann — —"

Er brach ab und ging erregt im Zimmer auf und ab. Rout und Betsy ließen ihn schweigend gewähren; erst als er sich wieder an den Tisch setzte und nachdenklich vor sich hinstarrte, trat Frau Rout zu ihm, ihre Hand leicht auf seine Schulter legend: „Ich weiß, daß Sie mich nicht absichtlich verletzen wollten, Dallas," sagte sie, „aber Sie scheinen zu vergessen, daß ich es war, die Ihnen riet, zu Ihrer Mutter zu ziehen, um das Geld zu erlangen, das ja gezahlt werden muß, wenn Sie sich nicht kompromittieren wollen. Es thut mir jetzt leid, daß ich Ihnen zu diesem Schritt geraten, weil ich mißverstanden worden bin."

George hatte sie erst erstaunt angesehen, nun aber wehrte er ihren Selbstvorwurf energisch ab. „Ich schwöre Ihnen, Bet — Frau Rout, daß ich nicht die geringste Absicht hatte, Sie irgendwie zu beschuldigen. Ich bin nur etwas hitzig und empfindlich in betreff meiner Mutter und das am Ende mit Recht, denn sie ist ein Engel für mich. Also vergessen Sie meine Worte und auch Sie, Rout, nehmen es mir nicht übel?"

„Durchaus nicht, alter Junge! Uebrigens — was das Geld anbelangt — es sind ja schwere Zeiten, doch wenn die Würdige dann dadurch in Ungelegenheit kommen sollte, so behalten Sie es lieber, George!"

„Sie sind ein guter Freund, Stuart!" erwiderte Dallas gerührt. „Aber Ihr Anerbieten nehme ich nicht an, ich weiß, Sie brauchen das Geld."

„Nicht mehr als sonst auch."

„Einerlei, ich werde bestimmt zahlen. Und nun muß ich nach Hause, ich habe der Zeitung einen Artikel versprochen."

Er verabschiedete sich von den beiden und verließ das Zimmer. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so nahm Routs bisher freundliches Gesicht einen mißmutigen Ausdruck an.

„Betsy," sagte er mürrisch, „zum erstenmal in Deinem Leben hast Du eine Sache, die ich Dir anvertraute, schlecht geleitet."

Sie sah verwundert zu ihm auf. „Ich, Stuart? Wissentlich wohl kaum. Was meinst Du?"

„Ich meine die Angelegenheit mit Dallas. Hast Du ihm nicht geraten, seine Mutter aufzusuchen?"

„Allerdings! Ich sagte ihm, er solle das Geld von ihr erbitten."

„Das war ein großer Fehler, Betsy! Uns bezahlen, heißt für ihn mit uns brechen."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch! Hast Du nicht gesehen, wie reuevoll er war? Er ist eben noch sehr jung und läßt sich zu sehr von seinen Gefühlen beherrschen. Hörtest Du nicht auch, was er von „freiwerden" murmelte? Das gefiel mir nicht."

„Ja, ich hörte es und deshalb sprach ich nachher in so vorwurfsvollem Ton zu ihm."

„Das war sehr recht und hat ihn auch rasch besänftigt. Er kann uns noch sehr nützlich sein und wir dürfen es zu keinem Bruch kommen lassen."

„Dafür laß mich sorgen, Stuart! Indessen mir scheint, Du überschätzest seinen Wert."

„Keineswegs! Ich glaube, Betsy, es giebt niemand, der die Menschen so gut zu beurteilen versteht wie ich und ich sage Dir, wir haben noch nie ein so gutes Werkzeug in Händen gehabt wie diesen Dallas!"

„Ja, er ist sehr lenksam," stimmte sie bei.

„Und nicht nur das, er ist uns auch ergeben. Wessen Verdienst das ist, weißt Du selbst am besten."

Sie sah ihm halb ängstlich, halb forschend ins Gesicht, beruhigte sich jedoch, als er sorglos fortfuhr: „Ich weiß recht gut, welchen Einfluß Du auf ihn hast und ich finde es ganz natürlich. Dallas ist jung, empfänglich, wie die meisten seines Alters und trotz seines jetzigen Lebenswandels ein Mann von Stand. Du bist die einzige gebildete Frau, mit der er verkehrt, hast außerdem etwas sehr Anziehendes und so ist es kein Wunder, daß er sich von Dir beherrschen läßt."

„Ueberschätz Du nicht meine Macht über ihn, Stuart?" unterbrach sie ihn mit einem schwachen Lächeln.

„Kennt nicht jeder seinen Schatz am besten?" gab Stuart scherzend zurück.

„Du bist mein größter und deshalb kenne ich genau Deinen Wert. Und ich vertraue Dir so völlig, daß ich Dir unbedingt freies Spiel lasse."

„Bist Du niemals eifersüchtig, Stuart?" fragte sie mit demselben forschenden Blick.

„Eifersüchtig?" lachte er auf. „Nein, gewiß nicht! Kann ich Dir nicht blindlings vertrauen? Ist nicht Deine Hingabe für mein Interesse die sicherste Gewähr Deiner Treue? Doch laß uns wieder auf Dallas zurückkommen! Wovon sprachen wir zuletzt?"

„Von seinem Wert für uns."

„Richtig. Und der ist größer, als Du ahnst. Siehst Du, bei unserer Lebensweise ist es die Hauptsache, eine gewisse Stellung nach außen aufrecht zu erhalten, zu zeigen, daß man zu den gebildeten Leuten gehört. In unserem Kreise ist wohl mancher, der Dallas im Wetten, Spielen und anderen Dingen überlegen ist, aber keiner, den man benutzen könnte, einen reichen Vogel aus der guten Gesellschaft zu fangen. George hingegen stellt etwas vor; seine Haltung und Sprache verraten den gebildeten Mann. Und noch eins: seine Verbindungen mit der Presse können uns in mancher Beziehung große Dienste leisten. Siehst Du nun ein, welch trefflichen Verbündeten wir an ihm haben können, wenn wir ihn festhalten?"

„Fürchtest Du denn wirklich, daß er sich von uns losmachen wird?"

„Ich bin fest davon überzeugt. Das Wiedersehen mit seiner Mutter und das Opfer, das sie ihm gebracht, haben viel dazu beigetragen, ihn uns abwendig zu machen. Und ich fürchte, wir werden ihn ganz verlieren, wenn nicht — —"

„Wenn nicht was?" fragte sie, ihn fest ansehend.

„Ah, ich verstehe!" nickte sie mit gezwungenem Lachen. „Du meinst, er muß in der Gesellschaft unmöglich gemacht werden. Wir sind Verfemte. Es ist unsere Sache, ihn durch seinen intimen Umgang mit uns so zu kompromittieren, daß sich jeder Anständige von ihm zurückzieht und er gezwungen wird, mit uns Gemeinschaft zu machen. Ist es nicht so?"

„Du hast es erraten, allein wie bringen wir ihn dazu?"

„Das müssen wir erst sorgfältig überlegen. Doch, da ist jemand an der Thüre. Herein!"

Ein schmutzig aussehendes Dienstmädchen erschien auf der Schwelle und meldete, es sei ein Herr Deam unten, der Herrn Rout zu sprechen wünsche. Ehe Stuart noch etwas erwidern konnte, hatte sich der ungeduldige Besucher bereits ins Zimmer gedrängt, einen mißtrauischen Blick um sich werfend. Er mochte höchstens dreiundzwanzig Jahre zählen, war groß und vierschrötig, mit ungelenken Gliedmaßen, kleinen, tiefliegenden, grünlich-grauen Augen, plumpen Gesichtszügen und einem Ausdruck von Verschlagenheit, der ebenso unangenehm wirkte wie das protzige, aufgeblasene Wesen, das er zur Schau trug.

„Nun," sagte er, die Hände in die Hüften stemmend, „was soll denn das heißen? Ich dächte, wir kennen uns gut genug, Rout, als daß solch ein Grünschnabel von Magd mich warten läßt, bis sie mich anmeldet. Was steckt dahinter? Ist das Ihre besondere Instruktion?"

„O, entschuldigen Sie," erwiderte Stuart, sich dem unverschämten Benehmen Deams gegenüber nur mühsam beherrschend. „Das Mädchen ist noch neu und wußte wahrscheinlich nicht, daß Sie „Hausfreund" bei uns sind. Wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken und uns erzählen, was es Neues giebt?"

„Danke, ich habe bereits in der Stadt einen delikaten Liqueur genossen, habe dort Geschäfte. Werde mir am Dienstag fünfzehntausend Dollars holen, wenn die Sache gut ausläuft."

„Und Sie bringen dann gewiß etwas davon zu uns in den Klub," unterbrach ihn Rout eifrig. Und unsere Silberminen! Sie werden sich doch beteiligen?"

„Hm, ich will meine Dollars erst ein paar Tage bei mir behalten, werde ein Weilchen zusehen, wie sich die Dinge entwickeln."

„Wie es Ihnen beliebt!“ entgegnete Rout mit leisem Unmut. „Eins ist sicher, Deam! Sie brauchen keinen Ratgeber, weder in Ihren Geschäften noch in Ihren Vergnügungen.

„Da haben sie recht!“ nickte der junge Amerikaner, der diese Worte als ein schmeichelhaftes Kompliment aufnahm. „Uebrigens, da wir von Vergnügungen reden, wollen Sie Dienstag um sieben Uhr mit mir bei Barton essen? Soll mich freuen — hoffe, Sie werden es nicht vergessen. Sie haben doch nichts dagegen, Madame?“ wandte er sich an Betsy, die still beobachtend am Kamin lehnte. „Werde schon für Ihren Mann sorgen. Doch nun adieu! Meine Zeit ist kostbar, sagt Ihr Engländer!“

Er drückte den Hut tiefer in die Stirn und ließ sich von Rout bis an die Thüre begleiten. Mit finsterer Miene setzte sich Stuart dann wieder an den Tisch, mit einem Bleistift allerhand Zahlen auf ein Blatt Papier kritzelnd.

„Was thust Du da?“ fragte Betsy, ihn mit unterdrückter Besorgnis anschauend.

„Fünfzehntausend Dollars macht dreitausend Pfund Sterling!“ murmelte Rout vor sich hin, ohne die Worte seiner Frau zu beachten. „Wann wollte er das Geld einziehen? War es nicht Dienstag?“

„Ja,“ fiel Betsy rasch ein. „Derselbe Tag, an dem er Dich zum Essen eingeladen hat.“

„Hm, derselbe Tag! Er hat sich acht Tage nicht im Klub sehen lassen, klammerte sich höllisch fest an seine Dollars! Denselben Tag, an dem wir uns treffen!“ wiederholte er nachdenklich.

Betsy hatte sich erhoben, war hinter ihn getreten und hatte den Arm um seinen Nacken gelegt.

„Stuart,“ flüsterte sie, „ich weiß, mit was sich Deine Gedanken beschäftigen, aber — —“

„Weißt Du es?“ fuhr er auf. „Nun, dann behalte es für Dich und lege Dich zur Ruhe. Mich jedoch laß überlegen, denn — ich muß es haben, Betsy, um jeden Preis!“

Sie beugte sich über ihn, küßte ihn und verließ schweigend das Zimmer. Draußen aber seufzte sie tief auf und mit der Hand über die Stirne fahrend, sagte sie leise: „Welch ein gefährliches Wagnis! Wie wird das enden?“

5.

Zu der von Deam mit seinen Freunden verabredeten Stunde befand sich der junge Amerikaner am Eingang des Bartonschen Restaurants, voll Ungeduld seine Gäste erwartend. Schon zwanzig Minuten waren über die festgesetzte Zeit verstrichen, niemand ließ sich blicken, und Deam, der nicht gewöhnt war, daß man ihn warten ließ, geriet in eine immer ärgerlichere Stimmung.

Endlich erschien Dallas, der sich entschuldigte, er sei in der Redaktion aufgehalten worden.

„Schon gut, schon gut!“ brummte Deam. „Doch warum haben Sie Rout nicht gleich mitgebracht?“

„Ist er noch nicht hier?“ fragte George erstaunt. „Ich habe ihn seit drei Tagen nicht gesehen. Sonderbar!“

„Sonderbar oder nicht, ich werde keine Minute länger auf ihn warten!“ eiferte Deam mit einem bösen Ausdruck in seinen tückischen Augen. „Kommen Sie mit herein, Dallas!“

Die beiden jungen Männer traten in das Innere des Saales, wo sie vor einem reservierten Tisch mit drei Gedecken Halt machten.

„Heda, Kellner!“ rief Deam mit lauter Stimme. „Bringt das Essen, wir werden nicht länger warten. Eh, was ist das?“

Er deutete auf einen kleinen, schmutzig aussehenden Jungen von etwa zwölf Jahren, der sich dicht an die Herren herandrängte. Mit einem zornigen Blick fuhr der Kellner den Buben an: „Holla! Du Raupe, was hast Du hier zu schaffen? Mach, daß Du fortkommst, oder — —“

„Nur sachte, guter Freund!“ gab der Bursche spöttisch zurück. „Wenn Ihr so leicht in Wut geratet, wird es schlimm für Eure Gesundheit sein. Uebrigens bin ich nicht Euretwegen gekommen. Hier, Herr!“ wandte er sich an Deam, „ich habe Ihnen etwas abzugeben.“

Damit zog er ein zerknittertes Billet aus der Tasche seiner zerrissenen Jacke und reichte es dem Amerikaner, der es hastig erbrach und las. Unterdessen setzte sich der Junge zur größten Entrüstung des Kellners auf die Ecke eines Stuhles, schlenkerte mit den Beinen hin und her und betrachtete mit großer Seelenruhe die anwesenden Personen, dabei mit der Hand leicht über das Tischtuch und dann über Dallas Paletot fahrend, der neben ihm auf einer Bank lag. Das reizte den Zorn des Kellners von neuem.

„Willst Du wohl die Hände davon lassen?“ schnauzte er ihn an. „Bildest Dir wohl ein, der Rock gehört Dir? Dein Schneider wohnt aber nicht in Amhurst, wie?“

„Kümmert Euch nicht um meinen Schneider, alter Hahn!“ gab der Junge kaltblütig zurück. „Vielleicht möchtet Ihr meine Karte haben, doch die habe ich leider zu Hause gelassen. Aber meine Adresse kann ich Euch trotzdem geben, eine sehr aristokratische, wie Ihr sie nicht alle Tage hören werdet: Jim Swain, Wollstraße 60. So, nun sagt mir dafür auch, wer Euer Friseur ist!“

Von den Nachbartischen her erscholl lautes Gelächter bei den kecken Worten des Jungen, denn der Kellner erfreute sich einer weithin sichtbaren Glatze, die jeden Gedanken einer Behandlung mit Kamm und Bürste als lächerlich erscheinen ließ. Der kleine Kellner ärgerte sich natürlich gewaltig und stand schon im Begriff, dem naseweisen Schlingel eine derbe Antwort zu geben, als Deam dazwischentrat.

„Vorwärts Mann, bringt uns endlich das Essen, der andere Herr kommt nicht! Und Du, Junge,“ wandte er sich an Jim, „auf was wartest Du noch?“

„Keine Antwort zurück, Herr?“

„Nein.“

„Gut! Wollen Sie mir den Bringerlohn gleich zahlen, oder soll ich ihn mir morgen holen?“

Deam lachte über die kurzangebundene Art des Burschen, gab ihm eine kleine Münze und sah ihm belustigt nach, wie er sich mit einem verächtlichen Blick auf den im Hintergrund des Saales beschäftigten Kellner laut pfeifend entfernte.

„Rout kommt also nicht?“ fragte Dallas, als sie sich an den Tisch setzten.

„Nein, er hat mich in unerhörter Weise sitzen lassen. Aber er soll es erfahren, daß ich nicht so mit mir spielen lasse.“

„Vielleicht war er ernstlich verhindert?“

„Was geht das mich an?“ brauste Deam auf. „Mit anderen mag er es so treiben, mit mir nicht. Rout braucht mich nötiger als ich ihn, und wenn er sich einbildet, daß ich morgen in seinen Klub kommen werde, so irrt er sich gewaltig. Doch lassen wir uns durch ihn nicht unsern Appetit verderben!“

Mit großem Eifer machte er sich nun über die aufgetragenen Speisen her und sprach dem Wein in ausgiebiger Weise zu. Auch Dallas blieb nicht zurück, er hatte lange nicht ein so ausgezeichnetes Mahl genossen und so feinen Wein getrunken. Nur sein Tischgenosse behagte ihm wenig; die niedere Gesinnung, die ungebildete Sprechweise und das arrogante Wesen des Amerikaners verletzten sein Gefühl, aber er hütete sich wohl, es merken zu lassen.

„Dieser Rout ist ein rücksichtsloser Patron,“ begann Deam von neuem, „mir erst in der letzten Minute abzusagen. Nun muß ich auch für ihn mitbezahlen. Er hält sich für so schlau, aber trotzdem ich erst sechs Monate in eurem Dorfe London bin, so nehme ich es doch mit auf.“

„Ja, ja,“ nickte Dallas, „Sie haben Ihre Zeit gut ausgenutzt.“

„Das will ich meinen!“ erwiderte Deam in prahlerischem Ton. „Es giebt hier kein Restaurant, keinen Austernkeller oder sonstigen Vergnügungsort, wo man mich nicht kennt. „Da kommt der Yankee!“ heißt es bei meinem Erscheinen und jeder weiß, daß ich mit Dollars gespickt bin. Meine Verwandten jenseits des Oceans denken, ich verkehre in ehrbaren Familien, für die man mir Empfehlungsbriefe mitgegeben hat; doch es fällt mir nicht ein, hinzugehen. Ich amüsiere mich auf meine Art und kann für mich selbst sorgen.“

„Ja, das können Sie,“ stimmte Dallas bei.

„Ich denke es auch,“ versetzte Deam mit einem mißtönigen Lachen. „Zudem halte ich an zwei Grundsätzen fest: erstens, ich borge keinem Menschen Geld und zweitens achte ich darauf, für jeden Dollar, den ich ausgebe, den vollen Gegenwert zu erhalten. Wenn Sie dies befolgen, werden Sie stets im Vorteil sein, Freund.“

„Sie sind zu beneiden, Deam,“ bemerkte Dallas nicht ohne Bitterkeit, „denn Sie haben genug, sind Ihr eigener Herr und können Ihre Gefährten nach Belieben wählen. Ich wünschte, ich könnte das auch!“

„Nun ja, jeder hat's nicht so gut wie ich,“ entgegnete Deam. „Doch offen gestanden, ich wundere mich, daß Sie nicht endlich die Rolle des verlorenen Sohnes aufgeben und ehrbarlich die Geschäfte Ihres Vaters übernehmen.“

„Ich habe keinen Vater mehr.“

„Nun dann andere Angehörige, die nicht eben allzu entzückt über Ihre jetzige Lebensweise sein werden.“

„Ich habe noch eine Mutter.“

„O, da kehren Sie doch eines Tages zu ihr zurück und werden mit offenen Armen empfangen, wie?“

„Leider steht dem ein Hindernis entgegen, denn meine Mutter hat sich wieder verheiratet.“

„Hm, also ein Stiefvater! Nicht immer eine angenehme Zugabe!“

„Besonders wenn man als ein räudiges Schaf behandelt und aus dem Hause verwiesen wird.“

„Aus welchem Grunde? Fürchtet er, Sie könnten ihn verderben?“

„O, für sich ist er nicht ängstlich, wohl aber für seine Nichte Harriet Ashton, die bei ihm lebt.“

„Wie sagten Sie? Ashton?“

„Ja, mein Stiefvater heißt Capel Ashton, entstammt einem Grafengeschlecht in Kent.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Königsbesuch bei Haude.

Historische Erzählung von Bruno Emil König.

Es war am Abend des 12. April 1728. Vor dem Königsschlosse zu Berlin hielt die prächtige Karosse des Gesandten Sr. Majestät des Königs von Spanien, des Caballero de Casagrande.

Der Gesandte befand sich im Kabinett Seiner Majestät Friedrich Wilhelms I., wohin ihn der Monarch zu einer Unterredung beschieden hatte.

So kurz und bündig der „Soldatenkönig" sonst auch zu sein pflegte, mit dem Caballero de Casagrande machte er heute eine Ausnahme. Der arme Gesandte stand schon die zweite Stunde wie auf Kohlen, und immer neue Fragen richtete der wißbegierige Preußenherrscher an ihn, deren sachgemäße Beantwortung ihm keineswegs leicht wurde. Es handelte sich nämlich um ein neues spanisches Exercierreglement, welches des Caballero Souverain seinem lieben königlichen Bruder in Preußen, dem weltbekannten Soldatenfreund, als ein Zeichen besonders brüderlicher Gesinnung hatte überreichen lassen.

Friedrich Wilhelm, der sich in allen Dingen, hauptsächlich aber in militärischen, gründlich informierte, war unermüdlich mit Fragen, und der Gesandte hatte seine ganzen geistigen Kräfte zusammen zu nehmen, dem lernbegierigen Forscher bestimmte Antworten zu geben und dabei seine anstrengende ceremonielle Haltung zu wahren.

Endlich entließ ihn Seine Majestät mit der Versicherung, daß er schon morgen in Potsdam die Griffe und Bewegungen des spanischen Reglements mit seinen „lieben blauen Kindern" durchgehen wolle. Hochaufatmend nach dieser anstrengenden Unterredung betrat der Caballero das Vorzimmer. Dort zog ihm sein reichgalonierter Diener die Filzstiefeln über die seidenen Strümpfe, welche seine dürren Beine bedeckten, und warf ihm den kostbaren Pelz über, als die Kabinettsthür noch einmal heftig aufflog und der König ihm durch dieselbe nachrief:

„Noch eins, Caballero! Mein lieber Bruder von Spanien hat vermutlich etliche lange Kerle übrig. Er würde mich sehr erfreuen, wenn er mir die schickte; aber keinen unter sechs Fuß! Hört Er wohl?"

Ehe der Gesandte in seinem Pelze und in seinen Filzstiefeln sich zu einer entsprechenden devoten Verbeugung aufraffen konnte, flog die Thür schon wieder zu, und der nach einer so strapaziösen Unterhaltung körperlich und geistig abgespannte Grande von Spanien eilte nach seiner Prachtkarosse, glücklich, nun bald das Schloß im Rücken zu haben und sich in seinem Palais erholen zu können.

Jetzt trat ein Heiduck hastig in das Vorgemach, welches der Caballero soeben verlassen hatte, flüsterte schnell einige Worte mit dem diensthuenden Kämmerer und schritt dann durch die Thüre in des Königs Kabinett.

„Was will Er noch so spät?" fuhr ihn der Monarch an, der sich schon ziemlich entkleidet hatte und sich bald zur Ruhe begeben wollte.

„Rapportiere gehorsamst, daß Seine königliche Hoheit, der Kronprinz sich soeben durch Portal Nr. 2 aus dem Schlosse begeben haben!" antwortete ehrfurchtsvoll der kerzengerade dastehende Heiduck.



Das Bismarck-Denkmal in Altona. (Mit Text.)

„Wohin?" fragte Friedrich Wilhelm kurz und richtete sein lebhaftes Auge scharf auf den Sprechenden.

„Königliche Hoheit sind nach der Schloßfreiheit in das Haus Nr. 9 gegangen!" entgegnete der Heiduck.

„So, so! Wollen dem Burschen gleich einmal auf die Spur kommen und ihm das Davonschleichen versalzen!" rief der strenge Vater und kleidete sich rasch wieder an. „Jetzt geh' Er, sag' Er aber niemanden, daß Er mich in Hemdsärmeln gesehen, sonst —"

Er machte eine nicht mißzuverstehende Armbewegung.

„Doch halt, noch eins! Ist jemand mit Friedrich gegangen?"

„Zu Befehl, Euer Majestät, Lieutenant von Katte vom Regiment Holstein-Beck!"

„Werd' ihm schon ordentlich auf's Kollet steigen, dem Windbeutel! Der Finkenstein, der Graf, soll sogleich zu mir kommen!"

„Zu Befehl, Eure Majestät!" und mit einem strammen Kehrt verließ der Heiduck das Kabinett und schickte auf der Stelle einen Läufer mit des Königs Befehl an den Grafen v. Finkenstein, den Erzieher des Kronprinzen ab, der auch nach kaum fünfzehn Minuten im Vorgemach eintraf.

Der Graf fragte den Kämmerer, was denn so spät noch vorgefallen; aber bevor er noch eine Antwort erhielt, vernahm man heftiges Klingeln aus dem Kabinett. — Die Thür wurde von dem Lakaien aufgerissen, und der Graf trat ein.

„Euer Majestät haben befohlen?" stammelte er.

„Er ist mir ein schöner Gouverneur meines Fritz!" ließ ihn der Monarch kurz an. „Läßt den Jungen aus den Augen, paßt ihm nicht auf die Finger! Bei nachtschlafender Zeit verläßt Sein Zögling das Schloß, schleicht da drüben auf der Schloßfreiheit in ein Haus, aber kein Gouverneur ist zugegen, der dem Prinzen solches nächtliche Herumtreiben wehrt. Jetzt komme Er mit, damit ich Ihm lehre, wie man Söhne erzieht!"

Der Graf, bestürzt über den ungnädigen Empfang, verbeugte sich

stumm. Der König aber setzte seinen Hut auf, schnallte den Degen um, wickelte das Stockband mit dem prächtigen spanischen Rohr um das Handgelenk und schritt, nur von einem Kammerhusaren begleitet und vom Grafen Finkenstein gefolgt, eiligst durch die beiden Schloßhöfe.

Natürlich rief der Posten vor'm Gewehr die Schloßwache vor Seiner Majestät heraus, und mit Blitzesschnelle stand die Mannschaft in Reih und Glied und präsentierte mit anerkennenswerter Präcision. Der König winkte und brummte mit wohlgefälligem Lächeln: „Wusterhausener, ja, ich kenne meine Kerls!"

Er meinte damit die erste Kompagnie des Musketier-Regiments von Briquemault, die als musterhaft galt und die er deshalb ganz besonders ins Herz geschlossen hatte.

„Der englische General, der Seymour, würde gewiß Maul und Nase aufsperren," wandte er, stehen bleibend, sich plötzlich an Finkenstein, „wenn er meine „Wusterhauser" so einmal die Muskete präsentieren und sonstige Griffe machen sehen könnte!"

„Warum wünschen denn Eure Majestät gerade dem General Seymour diesen wahrhaft erhebenden Anblick?" wagte der Graf, hoffend, daß dadurch des Königs üble Laune verfliegen könnte, ehrerbietigst zu fragen.

„Weil mir unvergeßlich ist, wie dieser Schwadroneur damals bei Malplaquet meinte: Preußen würde niemals eine respektable Armee auf die Beine zu bringen vermögen. Nun, was würde jetzt der hochnasige Engländer sagen, wenn er „meine blauen, lieben



Heimwärts. (Am Achensee.) Von Ch. Mali. (Mit Text.)

Kinder" sähe! Sie würden ihm *schon* zeigen, was es heißt, eine Muskete und des preußischen Königs Rock zu tragen!"

„Wie?" rief Finkenstein, „*solche* geringschätzige Aeußerungen erdreistete sich der General im Beisein Eurer Majestät?"

„Das hätte ich ihm *allerdings* nicht raten wollen!" versetzte der König, „ich würde *ihm* eine solche Naseweisheit sogleich gehörig versalzen haben. Nein, ich war bloß unsichtbarer Zeuge; aber gemerkt habe ich *mir* seine absprechende Bemerkung. Er befand sich im Zelte des Obergenerals, und ich befand mich daneben, nur durch eine dünne Scheidewand vom Kriegsrate getrennt, und hörte alles. Mein hochseliger Herr Vater hatte mich damals hingeschickt. Just neunzehn Jahre ist es her. Mich erfaßte eine grenzenlose Wut, und doch mußte ich sie verbeißen; aber ich nahm mir vor, diesen Prahlhans von einem Engländer Lügen zu strafen, na, und ich denke, ich habe als König ausgeführt, was ich als Kronprinz gelobt!"

„Das haben Eure Majestät in erstaunlichstem Maße!" bestätigte Graf Finkenstein, „Eurer Majestät Armee wird von ganz Europa bewundert, und alle Welt preist ihren Schöpfer!" Der Graf war froh, seinem Gebieter etwas Verbindliches sagen zu können.

„Ja," fuhr dieser mit einem eigenartigen Lächeln fort, „ist es mir nun zu verargen, wenn ich wünsche, daß mein Fritz nur halb so viel Ehre im Leibe hätte, wie sein Vater damals als Kronprinz hatte? Aber der plappert das widerliche Französisch, bläst Flöte und hat mehr Neigung zu allerhand Firlefanz, als zum Militär!"

Während dieser Unterredung hatte der König mit einem Seitenblick das Wegtreten der Wache beobachtet, jetzt schritt er durch das Portal Nr. 4 der Schloßfreiheit zu, wo vor dem Hause Nr. 9 der Heiduck seinen königlichen Herrn erwartete.

Als sich der König mit seinen Begleitern dem Hause näherte, bemerkte er einen Mann die Straße daherkommen, der verwundert den Heiducken in seiner goldbetreßten Uniform anblickte, darüber aber von dem anlangenden Monarchen mit barschen Worten zur Rede gestellt wurde. „Was hält Er hier Maulaffen feil? Wer ist Er? Wo wohnt Er?"

Erschrocken riß der Gefragte den Hut vom Kopfe und entgegnete: „Ich bin der Glasermeister Lehnhardt aus der Brüderstraße — —"

„Ein Faulenzer ist Er!" fuhr ihn der König an. „Ins Bett gehört Er des Nachts und des Tags über an die Arbeit!"

„Ja, Arbeit, Majestät," antwortete der Mann unerschrocken, „wenn ich sie nur hätte! Aber die Zeiten sind schlecht, nirgends ist Verdienst; es ist zum Verzagen!"

„Und da treibt Er sich des Nachts umher?" brauste Friedrich Wilhelm auf.

„Ja, um Luft zu schöpfen nach solch' einem kummervollen Tage, muß ich leider die Nachtstunden ausnutzen; denn da sieht es niemand, daß ich keinen Rock unter dem Mantel trage!"

„Wie? Keinen Rock?" fragte der König. „Ist es denn so weit mit Ihm? Warum hat Er mir nicht geschrieben, wenn Er keine Arbeit hatte? Meint Er, Sein König hätte keine für Ihn? Morgen melde Er sich im Schlosse; ich will Ihn in seinem Handwerk schon beschäftigen. Und hier nehme Er fünf Thaler, hol' Er sich Seinen Rock, und nun mach Er, daß Er nach Hause kommt!"

Der Glaser stand ganz verblüfft da und vermochte die Großmut seines als Knauser bekannten Königs gar nicht zu fassen. Er stammelte einige Worte des Dankes, die der schlichte, barsche Soldatenkönig, der sich bereits ab und dem Hause Nr. 9 zugekehrt hatte, gar nicht beachtete. Er hörte im Dahinschreiten nur noch das Klirren von Scheiben, die der Monarch eben mit seinem mächtigen spanischen Rohr in einem Parterrefenster jenes Hauses einschlug, vor welchem der Heiduck gestanden hatte.

„Komm' Er noch einmal zurück!" rief ihm der König nach, und als der Glaser erschien, sagte er: „Da hat Er gleich Arbeit!"

Auf einen Wink seines Herrn hob jetzt der Heiduck den schweren Klopfer der Hausthür. Ein Pförtner öffnete und war nicht wenig verdutzt, den von jedermann gekannten und gefürchteten Landesherrn vor sich zu sehen.

„Wem gehört dieses Haus?" fragte dieser.

„Dem Buchhändler Haude!"

„Führ' Er mich auf der Stelle zu meinem Sohne, dem Kronprinzen! Er ist im Hause; also keine Flausen, sonst —!"

Der Pförtner verstand das bezeichnete Stockschwingen, das der Drohung folgte, und führte, am ganzen Leibe bebend, die Eintretenden die Treppe hinauf in ein Vorzimmer.

Dort legte der König die Hand auf den Mund, ein Zeichen, daß sich seine Begleiter ganz still verhalten sollten; denn sein scharfes Gehör hatte Stimmen vernommen. Er lauschte und vernahm deutlich die Worte seines Sohnes:

„In der That! Welche witzigen Einfälle!" worauf eine andere Stimme bemerkte:

„Das allerdings! Euer Königliche Hoheit dürfen aber auch die bedeutende Anzahl der Mitarbeiter des Journals nicht unterschätzen, die sich über ganz Europa erstrecken!"

„O, wenn ich in Berlin eine ähnliche Zeitschrift haben könnte!" rief jetzt der Kronprinz, „wie glücklich würde das mich machen! Er Haude, würde das gewiß bewerkstelligen können!"

„Ja, wenn ich das Privilegium dazu hätte, würde ich mich schon zur Herausgabe entschließen!" war die Antwort. „Das aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu erlangen, ist geradezu eine Unmöglichkeit."

„Ich verstehe," entgegnete der Kronprinz,*) „mein Herr Vater ist außerordentlich streng —"

„Gewiß ist er das!" unterbrach der König, die Thür aufstoßend, plötzlich die Unterhaltung.

Der Buchhändler prallte erschrocken über einen so unerwarteten und seltsamen allerhöchsten Besuch zurück; der Kronprinz war nicht minder erschrocken, nahm jedoch gleich seine Geistesgegenwart zusammen, dem Ungewitter zu begegnen.

„Was treibst Du hier, Fritz?" fragte der Vater kurz und streng.

Der Kronprinz schwieg, während der König prüfenden Blickes seine Augen im Zimmer umherschweifen ließ. Da gewahrte er denn auf Regalen ganze Reihen ausgewählter französischer Werke und auf einem Tische die neueste Nummer des „Mercure de France," daneben lag auf einem Lesepult aufgeschlagen Morerys „Dictionnaire historique". Unter dem Kamin in einem Polstersessel, die Flöte in der Hand, hatte der Kronprinz dem Vorlesen Kattes aus dem „Mercure" zugehört und der Buchhändler am Tische ein Kupferwerk über französische Garden geordnet.

„Ich frage Dich noch einmal: Was thust Du hier?" fragte der Monarch seinen Sohn.

„Ich studiere das Werk über die französischen Garden, „Maison militaire du Roi," Majestät!" gab dieser zur Antwort.

„Ei sieh!" spottete der König, „das hättest Du mir sagen sollen! Als ob ich das Buch nicht auch besäße! Militärische Schriften lasse ich mir so leicht nicht entgehen! Aber das sind faule Fische! Studiert man etwa Militärwissenschaften auf dem Dinge, der Querpfeife, da? — He? Kannst Du denn das miserable Gepfeife gar nicht lassen?"

„Um Euer Majestät, die das Instrument nicht lieben, nicht zu stören, übe ich mich nicht im Schlosse!" stammelte der Prinz verlegen.

„Schon gut! Werden später weiter darüber reden!" versetzte der Monarch und wandte sich an Haude:

„Also Er ist Haude und handelt mit Büchern?"

„Ja wohl, Majestät!" entgegnete der Buchhändler bescheiden, aber furchtlos.

Der König musterte den Mann schnellen Blicks vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte dann in seiner kurzen geraden Weise:

„Sein Glück, daß ich meinen Fritz wenigstens nicht beim Soff oder Schlimmerem in Seinem Hause finde! Die französischen Schmöker braucht Er ihm aber auch nicht zuzustecken. Mein Sohn hat Wichtigeres zu studieren, Kameralia und das Exercierreglement! Daß Er mir künftig besser darauf achtet, Finkenstein!" ermahnte er jetzt seinen Begleiter, der sich stumm verneigte.

Nunmehr kam Katte an die Reihe.

„Ei, sieh da! Das ist ja wohl der Lieutenant von Katte?" rief der Monarch mit scharfem Hohne.

„Zu Befehl, Euer Majestät!" antwortete der Gefragte keck und stand kerzengerade vor dem Zürnenden.

„Was hat Er hier zu schaffen?"

„Seine Königliche Hoheit haben mir zu befehlen geruht, Hochdieselben zu begleiten!"

„So, so! Seh' man Einer! Zu befehlen geruht! Für die Begleitung schert Er sich achtundvierzig Stunden auf die Schloßwache!"

„Zu Befehl, Euer Majestät!"

„Und Du, Fritz," wandte sich der König an seinen Sohn, „hat der Katte Dich hierher begleitet, begleitest Du ihn auf die Wache! Schreib' Dir aber hinters Ohr, daß Du Meinem Lieutenant noch lange nichts zu befehlen hast!"

„Zu Befehl, Euer Majestät," versetzte der Prinz in vollster militärischer Haltung.

„Und Er, Haude!" sagte der König zu diesem, „merke Er sich: So lange ich lebe, kriegt Er kein Privilegium zur Herausgabe so einer Zeitschrift, wie der Wisch, der „Mercure de France" da! Gute Nacht!" Mit diesen Worten schritt der Monarch zur Thür hinaus.

Finkenstein, der Kronprinz und Katte folgten ihm, und Haude gab seinem absonderlichen Besuch das Geleite bis zur Hausthür.

Im Hausflur aber drückte der Kronprinz dem Buchhändler verstohlen die Hand und flüsterte ihm zu: „Geduld, Freund! Sobald ich zur Regierung gelange, bekommt Er das Privilegium bestimmt!"

Und Friedrich hat Wort gehalten! Kurz nach seiner Thronbesteigung veranlaßte der junge König Haude, das „Journal de Berlin ou Nouvelles politiques et literaires" herauszugeben. Dasselbe ging jedoch nach Jahresfrist schon wieder ein. Haudes Zeitung „Ver=

*) Später König Friedrich der Große.

linische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", deren erste Nummer am 20. Juni 1740 erschien und über dem gekrönten Adler den Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit" trug, wuchs und gedieh aber, und Friedrich selbst war ab und zu ihr Mitarbeiter. Mit Ende des Jahres 1742 traten an Stelle jenes Wahlspruches die Worte: „Mit Königlicher Freiheit", die sie bis zu ihrem Ende beibehielt. Sie hat als „Haude- und Spenersche Zeitung" fünf preußische Könige überdauert und auch noch die Aufrichtung des Kaiserreichs erlebt, wurde aber unter den Spenerschen Erben ein Opfer der Gründerzeit nach hundertdreißigjährigem Bestehen.

Eine Viertelstunde im Vorzimmer Eduardo Sonzognos.

Der berühmte Mailänder Musikverleger bewohnt in einer ziemlich engen Straße ein altes, geräumiges Haus. Man steigt zu ihm über eine unansehnliche Treppe hinan, verirrt sich beinahe in einem winkeligen Korridor mit vielen Thüren und gelangt endlich in ein hohes, weites Gemach, das Wartezimmer aller jener Leute, die zu Herrn Sonzogno, oder wie er hier mit Vorliebe genannt wird, zu Signor Eduardo vordringen wollen. Und das ist täglich eine nicht geringe Anzahl von Personen — es sucht ja hier Schutz und Protektion das ganze ungezählte, lustige, zungengewandte Völkchen der Musiker, mögen es nun junge Komponisten, Kapellmeister, Sänger und Sängerinnen, oder auch nur bescheidene Orchestermitglieder sein." Man weiß eben, Signor Eduardo ist für alle zu haben, denen die edle Tonkunst irgendwie am Herzen liegt, oder die sich doch wenigstens den Anschein davon geben. Es hat wirklich etwas Großartiges für sich, in welcher verschwenderischen, den eigenen Vorteil vergessenden Weise er der aufstrebenden modernen italienischen Tonkunst zu einem festen Grund und Boden zu verhelfen sucht, wie er kein Opfer scheut, um noch ungekannte Talente ins rechte Licht zu setzen und verdienstvolle aber halbvergessene Musikwerke wieder von der grauen Staubschicht ungerechter Vernachlässigung zu befreien. Nicht nur, daß er mit dem „teatro lirico" eine Zufluchtsstätte für junge Komponisten gegründet hat, die außerdem wohl niemals die Mittel und Gelegenheit gehabt hätten, ihre Schöpfungen dem Publikum vorzuführen, nicht nur, daß er als Impresario des berühmten Skalatheaters in Mailand den schon geprüften Talenten zur vollen Kunstweihe und Anerkennung verhilft, auch in die italienischen Provinzstädte schickt er unablässig bewährte Opernkompagnien, die Werke seines Verlages aufführen und seinen Schützlingen dadurch zu Ruhm und materiellem Vorteil zu verhelfen. In Sonzognos Hause ist die Geburtsstätte hochbedeutender Komponisten, wie Mascagnis, Leoncavallos und Samaras zu suchen. Er allein stand ihnen mit Schutz und Unterstützung zur Seite, als die Welt noch nichts von ihrem Dasein träumte. Wer weiß, ob die „Cavalleria rusticana", die triumphierend über alle Opernbühnen Europas und Amerikas zieht, je das Tageslicht erblickt hätte, ohne den von hohen Prämien begleiteten Konkurs, den Eduard Sonzogno für die beste, noch unaufgeführte Opernkomposition ausschrieb? Davon hat wohl jeder gehört, der sich mit Musik beschäftigt, das große Publikum aber, die eigentlichen Laien ahnen kaum, daß sie die anmutigen, leichten Melodien ihrer Lieblingsoper zum größten Teile dem Kunstsinn eines Musikverlegers verdanken, der sich ausnahmsweise nicht engherzig mit den eigenen Interessen beschäftigt, sondern im Gegenteile beinahe unglaubliche Opfer bringt, um einem neuentdeckten Talente freie Bahn zum verdienten Ruhme zu verschaffen. Mag auch ein guter Teil Ehrgeiz und verzeihliche Eitelkeit dabei mit im Spiele sein, der Zweck bleibt schön, die Folgen sind segensvoll für Kunst und Künstler. Signor Eduardo ist ein Mensch, der mit vollen Händen Samen ausstreut, unbekümmert darum, ob die Ernte ihm selber zu gute kommen wird! Kein Wunder also, daß es in seinem Vorzimmer von Leuten wimmelt, die sich an der Sonne seiner Freigebigkeit und Schutzherrlichkeit zu wärmen begehren. Es mag wohl auch ein hübsches Häuflein anmaßender Unfähigkeit hier zusammenkommen; Komponisten, die weder Genie noch genügende musikalische Kenntnisse besitzen, Sänger ohne Stimme, Künstlerinnen im Untergange ihrer Schönheit und ihrer Kehlkopfschätze begriffen oder solche, denen die Kunst nur als Vorwand dient, um ein hübsches Lärvchen auf den Markt zu tragen. Da Herr Eduardo viel Geduld und Leutseligkeit besitzt, wagt sich alles in seine Nähe, was auch nur im entferntesten mit der Musik in Verbindung steht.

Aber auch echten und wahrhaften Kunstgrößen begegnet man häufig hier in dem ernsten Raume, dessen Wände hohe Glasschränke mit den Prachtbänden der im Verlage Sonzognos befindlichen Opern einnehmen. Man kann hier auf Mascagni stoßen, wie er elastischen Schrittes das Gemach durchmißt, um zu seinem Verleger und väterlichen Freund zu gelangen. Oder das gutmütige Gesicht Leoncavallos guckt durch einen Thürspalt, ob noch viele „Damen" warten, denn ihnen läßt er ritterlich den Vortritt bei seinem Kunstgönner. Der junge Mann, der mit tiefschwarzen Augen aus etwas verwildertem Haar- und Bartwuchs hervorblickt und dabei ein beinahe kindlich bescheidenes Lächeln hat, ist der ausgezeichnete Kapellmeister Ferrari. Er wird heute abend im „Teatro lirico" die „Manon" von Massenet dirigieren und sieht dabei aus, als ob er nicht ein hochwichtiger Mann für die musikalischen Kreise wäre, sondern der nächstbeste Musiker ohne Ruf und Bedeutung. Was thut er hier? Er schwätzt mit leiser Stimme, wie ja alle hier nur halblaut reden, sonst entstände bei der großen Anzahl der auf eine Unterredung mit Sonzogno Wartenden ein ohrenbetäubender Lärm. Er vertreibt sich ein Stündchen zwischen den Opernproben und der Abendaufführung. — Das feine Dämchen auf dem Ehrensopha dort ist die junge Sängerin Bendazzi, eine vortreffliche, warmherzige Künstlerin, noch überdem mit dem Vorzug versehen, eine sehr anständige Frau und eine zärtliche Gattin zu sein. Ihr Gemahl, der Tenorist Garelli, nicht minder Künstler und nicht minder stimmbegabt, lehnt dort am Thürpfosten und plaudert mit dem Maestro Galli, einem berühmten Musikprofessor und Kritiker, von dem man behauptet, daß er Sonzognos rechte Hand sei. Und viele, viele andere Gestalten bewegen sich in dem leichten Halbdunkel des trüben Herbstnachmittages — zwischen ihnen der altvertraute Sekretär Sonzognos, der Visitenkarten abnimmt, Langwartende vertröstet, unwichtige Besuche abfertigt, seinen Bekannten zulächelt und selbstverständlich auch so manchen Protegé verstohlen ins Allerheiligste schlüpfen läßt. Die Thüre zu diesem Allerheiligsten öffnet und schließt sich sehr oft — Sonzogno muß kurz angebunden mit seinen Besuchern sein, sonst könnte er nicht anders, als entweder den ganzen Tag Leute empfangen, oder den größten Teil derselben unverrichteter Dinge wieder fortschicken. Aber ein gutes, höfliches Wort hat er für alle — davon zeugen die aufgehellten Gesichter beim Heraustreten von ihm. Der eine nimmt die Versicherung mit sich, seine Oper werde gewissenhaft geprüft werden, der andere die Hoffnung auf ein vorteilhaftes Engagement und ein dritter Freibillette für die heutige Opernaufführung im Teatro lirico. Gänzlich unbefriedigt aber geht keiner. Und keiner bereut, eine Viertelstunde gewartet zu haben im Vorzimmer des „Signor Eduardo".

K. Labacher.

Der Frost ein guter Ackersmann.

Ein praktischer Landmann ist darauf bedacht, sein Land vor dem Winter zu pflügen, damit Luft und Frost auf den geöffneten, in rauher Furche liegenden Boden ungehindert einwirken können. Eine Landmannsregel heißt daher auch: „Vor dem Winter gepflügt, ist halb gedüngt." Der Frost zersetzt den Boden und macht ihn mürbe; durch die Verwitterung wird die Menge der zur Ernährung der Pflanze dienenden Stoffe im Acker vermehrt. Wenn die untere Schicht im Herbste herauf gebracht ist, so liegt sie mehrere Monate an der Oberfläche, der Luft, dem Licht und Frost ausgesetzt, und der in der neuen Erdschicht vorhandene Humus wird dem Sauerstoff der Atmosphäre zugänglich und dadurch fruchtbarer. Besonders ist das Pflügen im Herbste anzuraten, wenn es sich um Tiefkultur handelt, damit der Frost die aus der Tiefe herauf gebrachte Erde zersetzen und verbessern kann. Durch die Tiefkultur vermehren und verbessern wir den Grund und Boden und sichern uns eine reichere Ernte. Ein anderer Vorteil, der durch Pflügen vor dem Winter erzielt wird, besteht darin, daß eine zeitigere Saatbestellung im Frühjahr stattfinden und den jungen Pflanzen die Winterfeuchtigkeit zugute kommen kann. Sie können dieselbe ausnutzen und bis zum Eintritt der trockenen Jahreszeit hinlänglich erstarken. Auf den im Herbst gepflügten Ländereien hält sich die Feuchtigkeit viel länger, solch Land nimmt den Winter über mehr Feuchtigkeit an sich, auch dringt dieselbe tiefer ein, während auf dem im Frühjahr gepflügten Acker, namentlich, wenn derselbe ein trockener ist, schnell alle Feuchtigkeit verdunstet. Es ist daher das Pflügen vor dem Winter besonders für trockene Gegenden von großem Vorteil, ganz abgesehen davon, daß derart vorbereitete Saaten weniger von Unkraut befallen werden. Die Pflanzen können eben schneller erstarken und das Unkraut unterdrücken, während das Pflügen im Frühjahr schon an sich selbst das Wachstum des Unkrautes begünstigt.

Wie oft gepflügt werden muß, hängt von der Bodenbeschaffenheit ab. Bei Sandboden darf man nicht öfter pflügen als nötig ist, um Stoppeln und Unkraut zum Faulen zu bringen, sonst wird dem Acker leicht seine Bindigkeit genommen. Darum sollte man Sandboden auch nie bei trockenem Wetter bearbeiten, sondern im Herbst und im zeitigen Frühjahr, so lange noch die Winterfeuchtigkeit vorhält. Bei schwerem Boden ist ein öfteres Pflügen stets von Nutzen, jedoch darf man nicht so oft pflügen, bis er vollständig pulverisiert ist, denn dadurch verschlämmt er sich leicht bei starkem Regen und wird so der notwendigen Lockerheit beraubt. — Den neugepflügten Boden muß man sich gehörig erliegen lassen; es soll ihm bis zu einer neuen Bearbeitung so viel Zeit gelassen werden, daß die chemischen und physikalischen Prozesse, welche man durch die Bearbeitung hervorzurufen sucht, sich vollziehen können. Eine Bauernregel sagt, man soll nicht eher die neue Pflugfurche ziehen, als bis der Acker sich begrünt habe. Hierbei kommt es aber auf die Vorfrucht an. So muß Kleestoppel und Weideland länger liegen bleiben als anderes Land, auch soll man in der Zwischenzeit den Acker eggen. Wo man mehreremale pflügt, muß stets darauf Bedacht genommen werden, daß der Boden nur einmal vollständig umgelegt wird, weil die untere Schicht dazu bestimmt ist, die neue Saat aufzunehmen. Anders freilich verhält es sich, wenn man die

Absicht hat, die ganze Ackerkrume zu vermischen oder wenn man so oft pflügt, daß man die untere Erdschicht zum zweitenmale an die Oberfläche bringt.

Wer von den Landwirten in der Feldbestellung infolge feuchter Witterung und dergleichen zurückgeblieben ist, der möge ganz zeitig im Frühjahr sein Land pflügen, damit die Winterfeuchtigkeit dem Lande noch zu statten kommt.

(Westpreußische landwirtschaftliche Mitteilungen.)



Großmutters Freude. Viele Tage hat die alte Henne in ihrem Neste auf den Eiern gesessen, um Küchlein auszubrüten und immer und immer wieder hat klein Lieschen die Großmutter gefragt, wenn endlich die jungen Hühnchen kommen. Endlich ist die Zeit erschienen, daß es im Ei lebendig wurde und die kleinen Vögel an die Schale picken, um aus ihrem Gefängnis herauszukommen. Jetzt liegen die Schalen zerbrochen auf den Dielen und die kleinen Guckindiewelt springen und thun, als ob sie schon lange Zeit da wären und nicht noch vor ein paar Stunden die Eierschale auf dem Rücken gehabt hätten. Wie sich über dieses muntere Treiben klein Lieschen freut und nicht minder auch die alte Großmutter, welche eine Schüssel mit den Knieen hält, aus der Lieschen die Hühner füttern darf. K.

Das Bismarck-Denkmal in Altona. Das Bismarck-Denkmal in Altona ist ein Werk des Bildhauers Prof. Adolf Brütt, dessen bekannteste Schöpfung wohl das schöne Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu Kiel ist. Auf einem mächtigen Sockel von rotem, poliertem Granit steht kraftvoll und energisch die überlebensgroße Figur des Alt-Reichskanzlers in der Uniform seiner Halberstädter Kürassiere. Mit der linken Hand stützt sich der Fürst auf den schweren Reitersäbel, sein Blick scheint prüfend in weite Ferne gerichtet. Die Auffassung Brütts, die in dieser markigen, kernigen, vom Greisenalter noch unberührten Gestalt des Fürsten zum Ausdruck kommt, erinnert lebhaft an die Lenbachschen Bismarck-Bildnisse aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, in denen noch nichts von jenem weltmüden, resignierten Zug zu gewahren ist, der den meisten Bildern des Fürsten nach seinem Rücktritt eigen ist. In der Brüttschen Statue kommt die machtvolle, alle Hindernisse überwindende Energie des Alt-Reichskanzlers vortrefflich zum Ausdruck. Der Platz, auf dem das Denkmal sich erhebt, ist vorzüglich gewählt; es steht, beschattet von alten Lindenbäumen, inmitten der schönen Anlagen, die sich gegenüber dem Altonaer Stadttheater bei der Kunst- und Gewerbehalle befinden. Die Kosten des Denkmals im Gesamtbetrage von 29,575 Mark wurden durch freiwillige Gaben der Altonaer Bürger aufgebracht.



Immer derselbe.

Strolch (einen Wucherer anfallend): „Geld her!" — Angefallener: „Gut, aber nicht unter zwölf Prozent!"

Heimwärts. Der schönste aller Seen in Nordtirol ist unstreitig der Achensee, der mit seinem tiefblauen Wasser und seinen wildromantischen Ufern das Ziel vieler Touristen ist. Jeder, der vom Fürstenhaus am See — das dem Benediktinerstift Viecht gehört — den Achensee, besonders zur Abendzeit, betrachtet, und sich an dem Anblick der Berge des Innthals und untern Zillerthals gelabt hat — wird dieses Bild für alle Zeiten eingeprägt behalten. Der Maler Christian Mali bietet uns in seinem Gemälde „Heimwärts", das wir heute im Holzschnitt reproducieren, ein Motiv vom Achensee, das äußerst stimmungsvoll gehalten, wohl keiner weiteren Erklärung bedarf. St.



Gut geantwortet. Grete: „Siehst Du, Papa sagt, ihr Jungens bereitet ihm zu viel Aerger. Nun bist Du auch in der Klasse sitzen geblieben!" — Paul: „So? Na, wenn ihr Mädchen sitzen bleibt, ist das noch viel schlimmer!"

Anzüglich. A.: „Was machst Du jetzt eigentlich den ganzen Tag?" — Dichter: „Ich lese meiner Braut meine Dramen vor!" — A. (bedenklich): „Hast Du sie denn schon so sicher?"

Verzeihlicher Irrtum. Radfahrerin (in Pumphosen): „Herr Kommerzienrat! Erlauben Sie, daß ich, wenn auch unbekannt, den langgehegten Wunsch ausspreche, Sie recht bald meinen Schwiegervater nennen zu dürfen." — Kommerzienrat: „Danke! Sehr schmeichelhaft! Nur bitte ich, sich vor allem zu erklären, ob Sie meinen Sohn oder meine Tochter heiraten wollen?"

Ein fruchtbarer Schriftsteller. Einer der fruchtbarsten, wenn nicht der fruchtbarste Schriftsteller, der je gelebt hat, war der württembergische Jurist Professor Johann Jakob Moser, dessen Werke nicht weniger als fünfhundert Bände umfassen. Herzog Karl Eugen von Württemberg ließ diesen Mann, weil er unbeugsam und freimütig die Rechte der württembergischen Stände verteidigte, ohne jeden Gerichtsbeschluß auf fünf Jahre auf der Festung Hohentwiel einsperren. St.

Der falsche Robinson. Kurze Zeit nach der ägyptischen Expedition (1798) lud Talleyrand den berühmten französischen Gelehrten Denon zur Tafel ein. Als Madame Geart, die in seinem Hause die fehlende Hausfrau vertrat, die Liste der Eingeladenen durchsah, rief sie aus: „Mein Gott, wer ist denn dieser Denon? Ich habe diesen Namen noch nie gehört!" — „Dieser Denon," erwiderte Talleyrand mit einem versteckten Lächeln, „ist ein Mann, der ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich hat und gern davon spricht. Ich werde Ihnen die Beschreibung seines Lebens auf Ihr Zimmer senden, Sie werden sie lesen und können sich dann mit ihm auf das beste unterhalten." — Das Buch kam; Madame Geart las es aufmerksam durch und glaubte sich nun gut vorbereitet, um ein Gespräch mit dem vielerfahrenen Mann zu führen. Das Mittagsmahl nahm seinen Anfang; Denon saß neben Madame Geart, Talleyrand gegenüber. „Ah, mein Herr," begann sie das Gespräch, „ich bin noch ganz entzückt von der Lektüre der von Ihnen durchlebten Abenteuer." — „Abenteuer?" wiederholte verblüfft Denon. — „Nun gewiß! Aber wie werden Sie sich auf Ihrer einsamen Insel gelangweilt haben!" — „Sie scheinen —" — „Ich möchte Sie gesehen haben in Ihren Pelzkleidern und Ihrem Regenschirm!" — „Ich verstehe nicht, Madame —" — „Und Ihre Freude, als Sie endlich an Freitag einen Gefährten fanden!" — „Madame, ich —" „Haben Sie, seitdem Sie Ihre einsame Insel verlassen, wieder recht viel Abenteuer erlebt?" — „Mein Gott, Madame, für wen halten Sie mich denn eigentlich?" — „Nun, für Herrn Robinson Crusoe, dessen Name mir viel besser gefällt als der kahle Denon." — „Aber wie kommen Sie denn darauf —" — „Herr Talleyrand hat mir die Beschreibung Ihrer Abenteuer zu lesen gegeben. Sie haben sie ja selbst verfaßt, wie er mir sagte." — Denon warf dem ihm gegenüber sitzenden Talleyrand, der über das Gelingen seines Witzes kaum das Lachen unterdrücken konnte, einen finstern Blick zu; seine Eitelkeit als Gelehrter war empfindlich gekränkt. D.

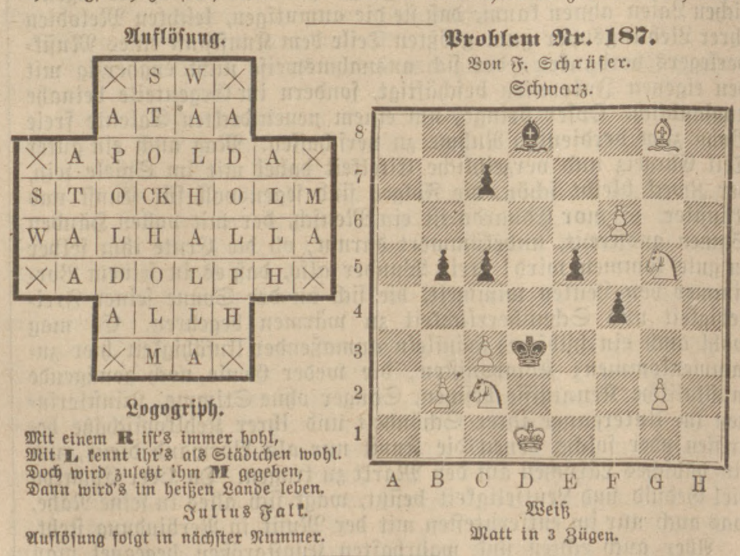
Gemeinnütziges

Porzellan und Glaskitt macht man aus Wasserglas (Kali silic.) und Kreide, beides zu gleichen Teilen gemischt.

Gegen Lungenkatarrh und heftigen Husten bietet uns der Honig ein sehr bewährtes Heilmittel, indem man in einem Viertelliterglas drei Eßlöffel Honig und dreißig bis vierzig Tropfen Citronensäure mit heißem Wasser zu einer Limonade vereinigt. Dieses Getränk dreimal des Tages möglichst heiß getrunken, beseitigt das Leiden in wenigen Wochen.

Ein sehr gutes Verfahren, Meerrettig aufzubewahren, besteht darin, daß man die Wurzeln, die ja bekanntlich nur vom Herbst bis zum Frühjahr gut sind, in Stücke schneidet, diese auf einem Ofen schnell trocknet, dann zu Pulver stößt, und letzteres in einer gut verkorkten Flasche aufbewahrt. Beim Gebrauch feuchtet man eine beliebige Portion davon mit frischem Wasser oder etwas Essig an und läßt sie einige Minuten stehen, wodurch das Pulver aufgeht und dann die ganze Stärke des Meerrettigs wieder erlangt.

Ueberwinterung des Oleanders. Während des Winters verlangt der Oleander 1—5 Grad R. Wärme, und er ist daher an einen frostfreien Ort zu bringen, der aber ja nicht zu sehr erwärmt sein darf; denn eine warme Ueberwinterung ist für die Schildläuse sehr günstig und sie erzeugen sich dann gewöhnlich in einer solchen Menge, daß die davon ergriffenen Pflanzen meist zu Grunde gehen. Am besten ist es, wenn man ihn in ein Glashaus bringt. Wasser darf er in dieser Zeit nur wenig bekommen. Uebrigens braucht man nicht ängstlich zu sein, denn 4—6 Grad R. Kälte hält er zur Not noch aus.



Auflösung.

		✕	S	W	✕		
		A	T	A	A		
✕	A	P	O	L	D	A	✕
S	T	O	CK	H	O	L	M
W	A	L	H	A	L	L	A
✕	A	D	O	L	P	H	✕
		A	L	L	H		
		✕	M	A	✕		

Logogriph.

Mit einem **R** ist's immer hohl,
Mit **L** kennt ihr's als Städtchen wohl.
Doch wird zuletzt ihm **M** gegeben,
Dann wird's im heißen Lande leben.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 187.

Von F. Schrüfer.

Schwarz.

Weiß

Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Lied, Leid.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.